DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, 24. September 1932

Nummer 62

Spitzwegs Tod.

Skizze von Hermann Ries-Westerstede.

Spitzweg hatte noch den dünnen Klang der Zither im Ohr und im Herzen, als er die drei steilen Treppen zu seinem Heim im Hasenmüllerschen Hause auf dem Münchener Heumarkt emporstieg. Er kam von einem Besuch bei seiner Nichte Anna Frank, geborenen Bronberger. „Ein prächtiges Mädel, das Annchen", schmunzelte er, und dann summte er das Frühlingslied vor sich hin, das er vor Jahren einmal der Anna gewidmet und das diese ihm jetzt so gar allerliebst vertont hatte:

„Oft hab i mir denkt scho,
Möcht' a Maikäfer sein
Und so umadum furren dersa
Im Maisonnenschein."

Aber plötzlich gab es ihm einen Stich, und er blieb schwer atmend auf halber Höhe der Treppe stehen. Das Herz wollte so recht nicht mehr mit. „Hat sich was mit Maikäfer und Maisonnenschein und umadum furren", brummelte er, „is halt Herbst worden und heißt bald Abschied nehmen." Er war froh, als er endlich seine Behausung erreicht hatte. Rasch tauschte er den Ausgehanzug mit dem Schlafrock, zog die Filzschuhe an und ließ sich mit leisem Seufzer auf dem gichtbrüchigen Sofa nieder. Das ächzte unter der leichten Last.

Ein später Septembertag ging zur Rüste. Letzte Sonne erfüllte den Raum mit spärlichem Licht. Noch lagen Giebel, Dächer, Erker und Türme, deren Anblick Spitzweg von seinem Atelierfenster aus so oft zu stiller Schöpferfreude angeregt hatte, im Glanz des scheidenden Tages. Spitzweg wandelte plötzlich die Lust an, ein neues Bild zu beginnen, hatte er doch sein letztes Werk, das Wirtshaus mit dem Reiter, erst vor einigen Tagen an den Herren Privatier Vötter verkauft. Aber ebenso rasch gab er sein Vorhaben wieder auf: Das Licht reichte nicht mehr aus... ja, seine Schaffenskraft auch nicht mehr so recht. Er war müde geworden, lebensmüde...

Aber da er dies noch eben mit einem kleinen Erschrecken dachte, fiel sein Blick auf ein Zettelchen, Entwurf eines Briefes an seinen Freund Friedrich Pecht mit Datum vom 17. September 1885. Kaum eine Woche war's also her — was hatte er denn da an den Pecht geschrieben? „Zu Fenster-Paraden und zu allerlei Liebestechtelmechtel sagen wir resigniert A. D.; aber die Liebe zum Leben mögen wir nie verlieren bis ganz zu allerletzt." Dieser Lebenswille noch vor einigen Tagen — und jetzt solche Abschiedsstimmung? War sie eine Vorahnung des Kommenden, dieses „Zu allerletzt"?

Leise zitterte Spitzwegs Hand, als er nun zum Gänsekiel griff; wie von selbst flossen dem Sinnenden die Verse in die Feder, Niederschlag der Gedanken dieser Stunde:

„Die gelben Blätter schaukeln
Im Sonnenstrahl, dem fahlen,
Nicht Amoretten gaukeln
Wie Anno dazumalen.

In warmer Ofennähe,
Filzschuhe an den Füßen,
Erwart' ich still und spähe,
Was bald wird kommen müssen.

Doch will getrost ich wandern,
Und wird der Vorhang fallen,
So gönn' ich gerne andern,
Den Frühling neu zu malen." —

Dämmerung fiel in den Raum, eine aus Schwarz und Rot geflochtene Dämmerung. Spitzweg hatte diese Zeit zwischen Tag und Traum immer besonders geliebt. Er horchte verhalten in sich hinein; gute, liebe Stimmen aus der Vergangenheit hielten stille Zwiesprach mit ihm. Und in diesen Dämmerträumen zog es an seinem inneren Auge noch einmal vorbei, das Heer der fröhlichen und putzwunderlichen Gestalten, denen er auf der Leinwand unvergängliches Leben gegeben: die Schildwachen und Mägde am Brunnen, die Sonntagsjäger und Nachtwächter, die Kinder im Walde und badenden Nymphen, die Briefträger, Bettelmusikanten, Hochzeiter und Balletteufen, die verliebten Provisoren, Hexenmeister, Alchimisten, Kaktusfreunde, Mönche und Poeten, und ihm schien, als ob sie ihn alle noch einmal mit einem vertrauten Lächeln grüßten. O, sie waren seine guten Freunde geworden, die Hexenmeister wie die Mönche, und es lag wirklich nicht an ihnen, wenn sie ihm hin und wieder auch einmal Kummer bereitet hatten. Es war nicht Schuld des armen Pocten, daß ihm von seinen Münchener Landsleuten so engstirnige Abwehr widerfahren, nicht Schuld der hosenflickenden Schildwache, daß sie, zu einer Nürnberger Verlosung angekauft, ausgerechnet von der Vorsteherin eines Dessauer Mädcheninstituts gewonnen werden mußte, die das Bild aus Sittlichkeitsgründen entrüstet ablehnte. Wenn er das Werk wenigstens schon beinkleidnähende Schildwache getauft hätte! —

Und neben die Schöpfungen seiner Phantasie traten die Gestalten von Fleisch und Blut, die richtunggebend für sein Leben gewesen waren: seine gute Mutter Franziska, der gestrenge Vater Simon, Kaufherr und Magistratsrat in München, und alle die wackeren Freunde, mit denen er so oft in fröhlicher Runde gesessen und disputiert. Auch sie erschien mit einem stillen, lieben Lächeln, Clara Lechner, die bildsaubere Tochter des Tölzer Tischlermeisters, deren früher Tod die Ursache gewesen, daß Spitzweg als Einspänner durch das Leben zog. So hatte er die Einsamkeit gar wohl gekannt und neben hohen Freuden auch bitteres Leid kosten müssen — aber besah man's recht: Der große Apotheker da droben hatte ihm in der Retorte des Lebens einen Trank gemischt, für den dankbar zu sein er gewißlich alle Ursach hatte.

Tiefer wurden die nächtlichen Schatten; Stille und Dunkelheit füllten den Raum. Spitzweg lauschte auf den Takt seines Herzens, und im verlöschenden Bewußtsein spürte er kaum noch, wie das Pochen schwächer und schwächer wurde gleich dem unregelmäßigen Flügelschlag eines todmatten Vogels. So ging er kampf- und schmerzlos ein in die große Stille.

Die Freunde, der Musiker Lachner und der Maler Brützner, die den Meister zu einem morgendlichen Plauderstündchen wieder einmal aufsuchen wollten, fanden den Alten, von Urväterhausrat umgeben, zusammengesunken im Sofa mit einem ganz kleinen, aus Güte, Weisheit und Ironie seltsam gemischten Lächeln auf den Lippen. Unter dem Atelierfenster lagen noch, getrocknet zum Wiedergebrauch, mehrere stark angerauchte hölzerne Zigarrenspitzen. Der Spitzweg Carl war immer ein sparsamer Haushalter gewesen. Da sie nun aber in ehrfürchtigem Leid näher traten, sahen sie auf dem kleinen Tisch vor dem Sofa unter der Blechlampe mit dem grünen Schirm ein Zettelchen, bedeckt mit Spitzwegs zierlich-krauser Schrift. Und es ward ihnen gar eigen ums Herz, als sie nun des Meisters letztes Bekenntnis lasen, ein Bekenntnis der Zuversicht, das mit den gelben Blättern begann und mit dem Frühling endete.

Lange standen sie in schweigender Ergriffenheit. Und sie fühlten: Der hier von ihnen gegangen aus dieser kuriosen Welt, war nicht nur ein Maler gewesen von meisterlichen Graden und ein Mensch von seltenster Lauterkeit des Charakters, sondern der letzte große Repräsentant einer Epoche, die in Lärm und Hast der neuen Zeit unterging. Das deutsche Biedermeier schied mit Spitzweg aus der Welt.

Wann würde der kommen, dem es vergönnt sein sollte, den Frühling neu zu malen — einen neuen deutschen Frühling?

Im Scheinwerferlicht / Skizze von Friedrich Sailler-Schierbrok

„Das ist ja albern, Fräulein Rilke", sagte der etwa fünfunddreißigjährige Dr. Weiß im Schulatelier für Statistinnen, das der Filmkonzern nahe dem Neubabelsberger Gelände unterhielt.

„Einen Ton haben Sie!" entgegnete die Angesprochene und schnippte gemacht verächtlich mit ihren reizenden Schultern. Sie kämpfte zwischen Trotz und Tränen.

„Rauh, aber herzlich", brummte einer der mitwirkenden Statisten, denn es war allgemeines Gerede, daß Dr. Weiß, der Schulungsregisseur, mit Irene Rilke sich besondere Mühe gab.

In diesem Augenblick tönte der Gong, die Lampen flammten auf, und die Uebungsszene nahm ihren Fortgang. Mitten im Kegel des weißen Lichtes stand die zwanzigjährige Statistin. Ihr kupferfarbenes Haar flimmerte bei jeder Bewegung, als sie mit leicht geneigtem Haupte zum zehnten Male den Gang über die Stufen des indischen Tempels antrat. Dr. Weiß sah sofort, es wurde auch diesmal nichts. Die Rilke verlor, so oft sie in das Scheinwerferlicht trat, alle natürliche Anmut und nimte gezierte Bewegungen. Er stand vor einem Rätsel. Sein Kollege Marlowski hatte zehn Eide geschworen, daß sie diesen kurzen Opfergang weit besser spielen würde als irgend eine der verfügbaren Darstellerinnen. Er hatte es selber geglaubt, während er ihr die Szene erklärte, denn merkwürdigerweise formte sich ihr Körper schon unter seinen schildernden Worten, ihre Schultern sanken nach vorn, ihr Nacken beugte sich unter der Schwere des Opferganges, an dessen Ende die Entkleidung folgen sollte. Die schlaff herabhängenden und unnatürlich lang wirkenden Arme drückten ergreifende Ergebung in ihr Schicksal aus. — Und nun bei offenem Spiel bot sie unbelehrbar diese Verzerrung!

Dr. Weiß pfiff entschlossen ab. „Wir machen Schluß für heute! Morgen früh um acht Uhr wieder antreten! Fräulein Rilke bitte ich zu mir in das Kontor."

Heiße Röte schoß in ihr weißes Gesichtchen. Sie konnte es nicht hindern, daß ein paar große Tränen über ihre Wangen herab kollerten. Diese Aufforderung konnte nichts anderes bedeuten, als daß ihr Dr. Weiß die Szene entzog.

Er ging voran, und sie folgte. Hätte er zurückgesehen, wäre er noch viel überraschter gewesen als vorhin von dem Mißerfolg. Hinter ihm schleppte sie sich in einer Haltung, die im Spiel seine größten Erwartungen erfüllt hätte.

Im Zimmer schob er ihr einen Sessel hin. Sie hatten bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Es kostete ihn Mühe, den Anfang zu finden. Mühsam gewann das Mädchen inzwischen etwas Haltung. Sagte schnell und leise: „Machen Sie es kurz, Doktor! Sie wollen mir die Szene nehmen."

Er blieb vor ihr stehen. „Was soll ich denn tun?" stieß er hervor. Er war auf sich selber wütend, daß es ihm so schwer fiel, die entscheidenden Worte zu sprechen. Was ging es ihn denn an, wenn das Mädchen etwas nicht konnte? „Ich verstehe Sie einfach nicht. Nun kenne ich Sie schon ein halbes Jahr und freute mich immer, wenn ich Sie aus der Masse der Statisterie zu Einzelaufgaben herausziehen konnte. Und diesmal versagen Sie gänzlich."

Irene Rilke sagte immer noch nichts. Es mußte ein Ende gemacht werden. „Es tut mir leid", würgte er hervor, „ich muß umbesetzen. In drei Tagen soll die Szene fix und fertig sitzen."

„Ja", entgegnete sie tonlos und erhob sich. Es fiel ihr schwer, furchtbar schwer, sich auf die Füße zu stellen. Weit, weit entfernt sah sie verschwommen ihr eigenes Verwundern stehen, daß sie so ewig lang dazu brauchte. Sie bemerkte noch, Dr. Weiß sprach wieder, aber sie verstand nichts mehr.

Er vermochte sie gerade noch aufzufangen. Sorgsam ließ er sie in den Sessel zurückgleiten. Das Herz schlug ihm vor Aufregung. Verwunderlich eigentlich, denn es war nicht das erstemal, daß eines der Mädchen nach einer Absage ohnmächtig wurde oder Ohnmacht vortäuschte. Er hatte in solchen Fällen bisher einfach immer geklingelt, dann war ein Sanitäter gekommen und hatte alles weitere besorgt. Aber heute ging das nicht. Er dachte mit Schrecken daran, daß ja heute keine plannäßige Probe war und sich außer ihnen keine Seele mehr im Atelier befand. Was nun? Auf dem Sessel lag die Handtasche des Mädchens. Hastig öffnete er sie und suchte. Bald hatte er das Fläschchen gefunden. Er netzte ein Tuch und betupfte der Ohnmächtigen damit das Gesicht.

Nach einer Weile kam sie wieder zu sich. Sie wußte sofort, was gewesen war. Wie eine Katze fauchte sie ihn an: „Die Szene will ich gar nicht mehr! Und es ist abscheulich von Ihnen, Doktor, daß Sie nun denken, ich hätte die Ohnmacht gemimt."

Er mußte lächeln. Sein ausgeprägt männliches Gesicht wurde davon so jung, als wäre er gerade hinterm Abitur. Sein Lächeln entwaffnete. Es nahm auch den Zorn des Mädchens augenblicklich weg. Verwundert sah es ihn an. „Wer", schoß es Irene Rilke durch den Sinn, „hat unsern ernsten Dr. Weiß schon einmal lächeln sehen?"

Er lächelte auch jetzt noch: „Ich glaube es ja gar nicht, liebe Rilke; so, nun seien Sie aber vernünftig, da nebenan steht ein Divan, legen Sie sich ein paar Minuten hin, dann fahre ich Sie nach Hause. Haben Sie Angehörige hier?"

„Ich habe in der Stadt ein Zimmer gemietet. Aber da ich doch augenblicklich nichts mehr zu tun habe, möchte ich zu meiner Mutter fahren, die etwas weiter draußen wohnt."

„Gut, das macht nichts aus. Jetzt legen Sie sich erst mal hin!" Gehorsam folgte sie. Was sollte man tun, wenn Dr. Weiß sogar lächelte?

Als der Regisseur wieder in sein Zimmer zurückkam, setzte er sich in den Sessel und dachte angestrengt nach. Dann seufzte er, kam aber nicht darauf, warum er geseufzt hatte. Endlich erhob er sich. Als er sich dabei mit der Hand aufstützte, fühlte er ein Stück Papier, das sich in die Falte zwischen Lehne und Sitz geklemmt hatte. Er zog es gedankenlos heraus. Er las es sogar. Dann erst wurde er sich dieser Ungehörigkeit bewußt, denn es war ein angefangener Brief, der vorhin bei seinem heftigen Oeffnen der Handtasche herausgefallen sein mußte. —

Irene wartete im Nebenzimmer. Aus den paar Minuten war schon eine Viertelstunde geworden. Sollte sie eintreten und sich verabschieden? Sie zauderte. Es war schön, hier nebenan zu warten. Sie schloß die Augen.

Plötzlich stand Dr. Weiß im Zimmer. „Fühlen Sie sich besser?"

Irene erhob sich. Ihr erster Blick galt seinem Gesicht, nein, er lächelte nicht mehr. „Danke, ja."

„Fühlen Sie sich kräftig genug, um eine kleine Leseprobe mitzumachen?"

Erstaunt, aber voll freudiger Hoffnung bejahte sie. Sie gingen in sein Zimmer hinüber.

„Bitte, stellen Sie sich hierher! Ich lese vor, und Sie versuchen mimisch dem Inhalt nachzugehen. Es handelt sich darum, daß ein Maler ein Modell sucht. Das Mädchen, das er auswählt, gewinnt ihn lieb." Die Szene: (Dr. Weiß hob ein Buch hoch) Am Tage, als die Sitzungen beginnen sollen, sagt das Mädchen zu seiner Mutter:

„Ich kann es nicht, Ma, ich kann es nicht! Jedem anderen, wenn es sein muß, will ich stehen, aber vor ihm schäme ich mich zu Tode, denn ich habe ihn lieb, Ma.'" Er hörte zu lesen auf und sah zu ihr hin.

Das Mädchen war unnatürlich bleich geworden. Seine großen Augen starrten ihn entsetzt an. Dann stürzte es zu ihm hin, riß ihm das Buch und den dahinter gelegten Brief aus der Hand. Kein Laut kam über seine Lippen, obwohl der Mund wie zum Schrei offen stand.

Dr. Weiß sah, was er angestellt hatte, er war tief erschüttert und schämte sich. Er faßte die abwehrend ausgestrecke Hand und sagte: „Verzeihen Sie, Irene, ich war plump. Halten Sie es mir zugute, daß ich im Leben so ungeschickt bin wie Sie heute im Scheinwerferlicht."

Leise fragte sie, obwohl sie es wußte: „Sie haben gelesen, was ich meiner Mutter schrieb?"

„Ja, unwillkürlich. Nun verstand ich Sie erst. Es hat mich erschüttert. In mir brach etwas auf, das ich bisher nur dumpf empfand. Ich habe eine Bitte, Irene."

Mutig lächelte sie ihm zu: „Sie haben eine Bitte?" Sie wußte sie bereits. Damit kann man Frauen nicht überraschen.

Er suchte Worte und fand sie nicht. Sogar seine Haltung war mühsam. Sie konnte sich die kleine Genugtuung nicht versagen: „Jetzt fallen Sie bloß nicht in Ohnmacht, Doktor."

Da fand er sein Lächeln. „Keine Angst! Sie sehen aber, daß es nötig ist, unter den Jupiterlampen der Wirklichkeit mir zurecht zu helfen. Fangen Sie heute noch damit an, Irene, und stellen Sie mich Ihrer Frau Mutter vor!"

Sie lachte hellauf. „Gerne", entgegnete sie, „aber erst will ich Ihnen zeigen, wie diese Szene natürlich hätte gespielt werden müssen."

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn.

Der vierte Saratelli.

Skizze von Gerd Land.

„Vati", sagte das kleine Mädchen, „sieh dort die Luftschaukel und hier das Riesenrad! Wolltest Du mir nicht kandierte Nüsse kaufen? Komm doch, Vati! Was hast Du denn?"

Das kleine Mädchen zerrte an der Hand seines Vaters. Der stand da im Gedränge des Jahrmarkts und starrte auf ein grelles, marktschreierisches Plakat, das vor einer der Buden im Winde schaukelte. Es sollte zum Besuch der Vorstellung ermuntern, es zeigte Drahtseilkünstler, Equilibristen und Athleten. Darunter standen die Worte: „Drei Saratellis!" Sonst nichts.

Von drinnen drang dünner Beifall. Offenbar war gerade Vorstellung, vor der Bude stand niemand. Nur hinter der Kassa saß eine gedunsene, verschminkte Frau und zählte die Groschen.

Das kleine Mädchen an der Seite des Vaters war jetzt ganz still. Mit dem sicheren Instinkt des Kindes ahnte es, was in dem Vater vorgehen mochte. Ja, die Kleine konnte sich eines Abends entsinnen, da hatten die Eltern am Abendbrottisch gesessen. Da schlug der Vater die Zeitung auf und starrte mit demselben Blick wie eben jetzt auf eine Anzeige. Damals war ein Zirkus in der Stadt gewesen. Alle Nachbarskinder besuchten ihn, nur Grete durfte nicht einmal mit dem kleinen Negerjungen spielen, den die Zirkusleute mitgebracht hatten. An jenem Abend, da der Vater schließlich, seufzend, die Zeitung aus der Hand legte, mußte Grete früher als sonst den Eltern Gute Nacht wünschen. Lange hörte sie dann noch die erregten Stimmen der Eltern, bis sie endlich einschlief...

Jetzt kamen Leute aus der Bude. Man sah es ihnen an, daß die Erwartungen nicht erfüllt worden waren. Ein alter Mann in bunter Clownsgewandung trat auf die Parade und schlug den Gong. Aber die Menschen fluteten vorbei. Auf der geschminkten Nasenspitze und auf den getuschten Augendeckeln des alten Hanswurschts blitzten funkelnde Plättchen. Und das kleine Mädchen begann nun doch zu lachen. Das Lachen riß den in Gedanken Versunkenen empor. „Komm, wir gehen weiter!" sagte er und zog seine Tochter fort.

Nach dem Alten waren zwei jüngere Artisten in schmutzigen Trikots auf die Parade gekommen. Ein Mann und ein Mädchen. Mit gewaltigem Aufwand an Stimme und Gesten versuchte der Clown, die Menge vor seiner Bude zu stauen. Er zeigte den Leuten Plakate, auf denen der Name Saratelli in großen Balken warb. „Das sind wir!" krähte er asthmatisch. „Das sind wir, die Saratellis!" Wer genauer hinblickte, konnte zwar bemerken, daß auf den alten, vergilbten Plakaten nicht drei, sondern „Vier Saratellis" angekündigt wurden. Aber wer achtete hier darauf?

Hermann Kruse, der vierte Saratelli, der vor Jahren der Truppe den Rücken gekehrt hatte, um das Trapez und die römischen Ringe mit der Arbeit in der Fabrik des künftigen Schwiegervaters zu vertauschen, Hermann Kruse-Saratelli fand an dem Abend, der diesem Tage folgte, keine Ruhe... Immer noch stand ihm das erbärmliche Bild des alten Saratelli, seines einstigen Truppenchefs, vor Augen. Immer noch sah er den alten mit buntem Plunder behängten Hanswurst vor sich, der da auf der Parade gestanden hatte. Und plötzlich in seinem lieblos eingerichteten Heim, das gegenüber seiner Fabrik lag, plötzlich, angesichts der guten Mahlzeit auf dem Tisch, des nörgelnden Gesichts seiner Frau und des Kindes, das nicht einmal wußte, daß sein Vater einmal ein berühmter Artist gewesen, packte ihn eine ungestüme Sehnsucht nach all dem, was ihm einst gehört, nach dem Zauber der Kulissen, nach dem Vater Saratelli und seinen beiden Kindern, den Junioren, nach dem Vater Saratelli, der ihn, den kleinen zerlumpten Bengel, für seine Attraktionen ausgebildet hatte, deren Star er dann später geworden war...

Nein, Hermann Kruse, der jetzt durch den dämmernden Abend der kleinen Stadt zur Jahrmarktswiese geht, ist nicht der Sohn des alten Saratelli.

Noch jetzt weiß er nicht, wie es damals über ihn kam, daß er kontraktbrüchig wurde, das Bürgermädchen heiratete und die leidenschaftliche Liebe zur Gefahr wie einen alten Mantel von sich abwarf.

Wieder steht der vierte Saratelli vor der Jahrmarktsbude, an der das grelle Plakat hängt. Jetzt aber steht er nicht allein. Eine unübersehbare Menschenmenge staut sich davor, gerad' so, als gäbe es gar nichts anderes zu bewundern und zu bestaunen...

Jetzt merkt Kruse, die Musik im Umkreis ist verstummt, die Orchestrions schweigen, die heiseren Stimmen der Anreißer sind verebbt. Was hat das zu bedeuten? Wovon sprechen die erregt gestikulierenden Menschen hier draußen?

Da sieht er Polizei. Zwei Wachtmeister bahnen sich den Weg durch die Menge. Nun aber muß er hinzu. Er ist in dieser Stadt eine sehr geachtete Persönlichkeit. Arturo, den Vater, Alfredo, den Sohn, und Elizza Saratelli, die Tochter, die er damals geliebt hat, aus der immerhin bedrohlichen Lage retten; denn das sieht der vierte Saratelli nun: die Erregung, die Wut der Menschen richtet sich gegen die Artisten!

Als Kruse im halbdunklen, moderduftenden Zelt den einstigen Partnern und Kollegen gegenübersteht, will sich der Alte, noch im bunten Flitter, auf ihn stürzen. Die Wachtmeister halten ihn zurück. Elizza wendet sich weinend ab. Alfredo ist schon im Straßenanzug. Ihm haben sie Handschellen angelegt. Hermann Kruse wendet sich an den Kommissar, erklärt ihm seine Vergangenheit und verlangt Einsicht in die Vorgänge, die dieser Verhaftung vorausgingen. Und dann weiß er alles: Als er mit seinem Töchterchen vor der Bude stand, hat der alte Saratelli ihn erkannt. Als Alfredo erfuhr, daß der Mensch, der an dem Untergang der Familie schuldig war, der seine Schwester wie ein schmutziges Taschentuch weggeworfen hatte, in dieser Stadt, auf diesem Platz weilte, war es um seine Beherrschung geschehen. Die jahrelang aufgespeicherte Wut des jungen Saratelli entlud sich in einem Schuß, mit dem der sichere Schütze einen Menschen zu Tode traf. Ein Unbeteiligter war es, in dem der Mann im Trikot sein Ziel sah, ein Unbeteiligter, der nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Kruse aufwies. —

In der Nacht, die diesem Abend folgte, war der Fabrikant Kruse verschwunden. Erst nach Wochen erschienen in den Blättern der Metropole Ankündigungen: „Der vierte Saratelli kommt!" Die Berichterstatter einiger Blätter stürzten sich auf die Sensation, und bald lag die merkwürdige Kurve des Lebens Kruse-Saratellis bis zum Tage der wiedererlangten Weltberühmtheit sauber ausgebreitet vor der Leserschaft. Und der „Vierte Saratelli" kam, begeistert begrüßt von der Menschenmenge im größten Varietee des Landes. Ja, er kam, kam allein, ohne seine Partner, entfesselte tosenden Beifall. Aber schon in der ersten Vorstellung geschah das Entsetzliche: Das dreifache Salto mißlang. Der vierte Saratelli stürzte zu Tode.

Und die Gerüchte kamen nicht zur Ruhe, die eine Absicht dem Todessturz zugrunde legen, die von Sühne wissen wollten und der Todesbereitschaft des vierten, des letzten Saratelli...

Verwilderter Herbstgarten.

Des Nelkenbeetes letzte rote Blüte,
Von Sonne angefacht zu höchstem Glanz;
Der hochgeschoss'nen Stauden Blumenhüte,
Sich wiegend wie in fiebertollem Tanz.

Die feinen Astern wild und ausgelassen,
Als ging ein Küssen durch das fromme Beet.
Der Chrysanthemen buntbrokatne Massen,
Respektlos von verstohl'nem Wind durchweht.

So wirr und bunt und ausgelassen alles,
So unbekümmert um den nächsten Tag,
Wie letzte Stunden eines Faschingsballes
Vor Aschermittwochschlag.

Frida Schanz.

Das verbotene Korallenriff.

Korallenriffe pflegen nur der Schiffahrt gefährlich zu werden. Daß auch die Wirtschaft bezw. ein Wirtschaftszweig durch ein Korallenriff ernstlich bedroht werden kann, hat sich kürzlich erst gezeigt. Die Mannschaft eines japanischen Fischdampfers entdeckte vor kurzem einige Seemeilen östlich von Tschijima, einer der Inseln des Bonin-Archipels, ein gewaltiges Korallenriff. Der Dampfer brachte derartig phantastisch klingende Nachrichten über seinen Fund nach Japan zurück, daß sofort eine amtliche Untersuchung angestellt wurde. Diese hat nun ergeben, daß alle Angaben des Fischdampfers nicht nur zutreffen, sondern durch die Tatsachen noch überboten werden. Vorsichtigen Schätzungen zufolge enthält das Riff 32 000 Pfund Korallen in handelsüblicher Güte, die einen Marktwert von rund zwanzig Millionen Mark haben. Die Behörden sind aber über dieses unerwartete Geschenk der Natur durchaus nicht restlos erfreut. Sie haben im Gegenteil alle Maßnahmen getroffen, um eine rasche Ausbeutung des Riffs zu verhindern, denn die Preise würden ganz gewaltig sinken, wenn innerhalb kurzer Zeit 32 000 Pfund Korallen auf den Markt kämen. Ein ähnlicher Fund, doch längst nicht so bedeutend, führte schon vor sieben Jahren zu einem Sinken der Korallenpreise um 30 v. H. und bedenklichen Stockungen auf dem Markt. Die Behörden wollen ähnliche, nur noch einschneidendere Auswirkungen des großen Korallenfundes vermeiden und lassen das neuentdeckte Riff sorgfältig bewachen. Ob sie dadurch seine Ausbeutung wirklich werden verhindern können, scheint indessen doch fraglich.

Ein Affe tötet einen Stier.

„Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben." Dieses Dichterwort hat wieder einmal seine Rechtfertigung gefunden durch den Verlauf eines Kampfes, der kürzlich in Burlington zwischen einem Stier und einem Affen stattfand und mit dem Tode des Vierhufers endete. Der Wiederkäuer, ein preisgekröntes Tier, hatte vergeblich versucht, seinen gewandten Gegner auf die furchtbaren Hörner zu nehmen. In dem engen Stall wäre der Affe verloren gewesen, hätte er sich nicht in letzter Minute auf ein hohes Regal retten können. Auf diesem befand sich gerade ein Sack mit Pariser Grün, einem Insektenvertilgungsmittel. Das warf der Vierhänder auf die Erde, wo es in einen Heuhaufen fiel. Der Bulle zögerte nicht, von dieser seltsamen Speise zu kosten. Aber sie bekam ihm nicht. Er begann die Augen zu verdrehen und streckte schließlich alle Viere von sich. Als der Tierarzt den Fall untersuchte, konnte er nur noch feststellen, daß der Stier an dem Genuß des giftigen Insektenpulvers verendet war. Der Affe hatte sich gerächt, wenn auch nur in einem dunklen Drange.